■ Uffa Jensen

Getrennt streiten – getrennt leben?

Der doppelte Streit um Heinrich von Treitschkes Antisemitismus unter gebildeten Bürgern (1879–1881)¹

Am 7. Mai 1881 notierte der Berliner Kunst- und Literaturhistoriker Hermann Grimm in seinem Tagebuch einige Gedanken über eine »Graeca-Sitzung mit Damen« am Abend zuvor – eine jener für das gebildete Bürgertum Berlins typischen Veranstaltungen.² »Der Mensch«, so begann Grimms Eintrag, »beobachtet unbewusst sobald einmal eine Richtung eröffnet ist in der Beobachtungen angestellt werden können.«³ Sein beobachtender Blick fiel auf das Jüdische, und er fiel auf eine Frau:

»Frau Kronecker war die einzige Jüdin unter den Frauen. Es fiel mir in höchstem Grade auf, wie verschieden ihre Art zu sprechen und zu denken von der der andren war. Alles was sie sagte hatte etwas von juristischer Präcision, von Zeugenaussage. Im bewußtem Accente – gar mit der Absicht gesagt, recht deutlich zu sein, kein Unverständnis zu erregen. Ihre Sprache hatte etwas litterarisches. Etwas Correctes. Etwas Docierendes. Etwas Abgerundetes. Sie hält darauf, etwas das sie zu erzählen begonnen hat, auch auszuerzählen. Sie bringt nie einen abgerissenen halben Gedanken vor. Sie kommt auf für die Richtigkeit ihrer Angaben. «⁴

Diese Worte, mit denen Grimm Fanny Kronecker charakterisierte, die Frau des an der Preußischen Akademie der Wissenschaften tätigen Mathematikers Leopold Kroneckers, waren von einer tiefen Ambivalenz geprägt. Offensichtlich irritierte Grimm der kommunikative Habitus dieser Frau, ihre unheimliche Perfektion: Bisher sei all dies so »unmerklich« gewesen, daß man in früheren unbefangenen Zeiten kaum darauf geachtet hätte«; erst jetzt sei dergleichen zu einem »Beobachtungsobject« geworden.⁵ Die Juden hatten sich zwar perfekt an das kulturelle Umfeld der bürgerlichen Bildungskultur angepasst, Grimm identifizierte sie aber gerade in ihrem Akkulturationswillen als jüdische Parvenüs. Wie kam es zu diesem Konstrukt einer Differenz im Gleichen? Was hatte Grimm buchstäblich die Augen geöffnet, nun, da die unbefangenen Zeiten angeblich vorbei waren? Der Eintrag in Grimms Tagebuch steht im Zusammenhang mit jenen Auseinandersetzungen, die kurz zuvor unter den gebildeten Bürgern Berlins über die antisemitischen Positionen des Historikers Heinrich von Treitschke stattgefunden hatten. Im November 1879 hatte dieser in den von ihm herausgegebenen »Preußischen Jahrbüchern« eine Analyse der politischen Großwetterlage des noch jungen Kaiserreiches veröffentlicht: »Unsere Aussichten«. Der Text war zugleich eine gehässige und wirkungsvolle Attacke gegen die deutschen Juden. Dabei wurde schnell offensichtlich: Treitschkes

¹ Ich danke Habbo Knoch, Till van Rahden und Valentina Leonhard für ihre hilfreiche Kritik an früheren Entwürfen dieses Textes.

² Vgl. den Eintrag in sein Tagebuch vom 7.5.1881, Nachlass Grimm, Hessisches Staatsarchiv Marburg, Bestandsnr. 340, Ms 139, Bl. 28.

³ Ebd

⁴ Ebd., Bl. 28f.

⁵ Ebd., Bl. 29.

Die in den Monaten danach folgenden Kontroversen um Treitschkes Essay müssen als öffentlicher Streit verstanden werden. Aus kommunikationstheoretischer Perspektive wäre es falsch, einen öffentlichen Streit lediglich als scheiternde Kommunikation zu begreifen. Natürlich häufen sich in ihm Missverständnisse, Animositäten und Konkurrenzsituationen – das ist sein Wesen. Dennoch ist für einen Streit zunächst höchst gelungene Kommunikation konstitutiv. 6 In ihm fließen Informationen in reger Folge; ein beachtlicher Austausch von Argumenten, Meinungen, Polemiken etc. findet statt. Gleichzeitig sind sich die Beteiligten im Streit ähnlicher, als ihnen oft bewusst sein dürfte: Einen öffentlichen Streit zu führen, heißt Öffentlichkeitsstrukturen und Mediensystem nicht nur verstanden zu haben, sondern auch kreativ nutzen zu können. Die Streitenden müssen sich zudem gegenseitig verstehen, um sich streiten zu können. 7 Argumente müssen rezipierbar sein, was nur vor einem gemeinsamen kulturellen Horizont - z.B. dem der bürgerlichen Bildungskultur - möglich ist, der überhaupt erst eine soziale Kommunikationssphäre – etwa unter gebildeten Bürgern – eröffnet. Ein Streit befindet sich somit in einem dialektischen Verhältnis zu seinem soziokulturellen Hintergrund: Er ist nur durch ihn möglich, obwohl er in ihm zugleich Brüche produziert. Grundsätzlich gilt also: Wer sich streitet, gehört demselben kulturellen System an und stellt zugleich eben jenes System zumindest partiell in Frage – in beiden Fällen gäbe es sonst gar nichts zu streiten.

6

Die Frage nach dem gemeinsamen Streiten führt zum Kern des Verhältnisses von gebildeten Juden und Protestanten. Anhand der Auseinandersetzungen um Treitschke lässt sich daher dieses Verhältnis – fast zehn Jahre nach der formellen Vollendung der Emanzipation – in den Blick nehmen: Wer stritt sich wann mit wem – und mit wem wann nicht? Den spezifischen Hintergrund des Streites lieferte die bürgerliche Bildungskultur, die als ein Einheit stiftendes Element in der heterogenen bürgerlichen Kultur insgesamt angesehen werden muss. Das sich seit der frühen Neuzeit ausformende Bildungsideal wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts in den bürgerlichen Sozialisationsinstanzen wie Schule und Universität institutionalisiert und strahlte in die allgemeine Öffentlichkeit aus – mit beachtlichen diskursiven Erfolgen. Die in diesen Institutionen vermittelte Bildungskultur kanalisierte die Wahrnehmungen vieler Bürger des 19. Jahrhunderts, sie organisierte ihre Kommunikation und bot ihnen einen Handlungsraum. Das Distinktionspotenzial dieser Kultur nahm im Laufe des 19. Jahrhunderts zu – erkennbar unter anderem daran, dass "gebildet' zunehmend synonym mit "studiert' gebraucht wurde. Gebildet zu sein, stellte eine kulturelle Aspiration dar, die alle Bürger hegten.

In diesem Umfeld strukturierte sich Kommunikation nach bestimmten Vorstellungen: Gebildetsein war Voraussetzung für die Mitgliedschaft in einer Kommunikationsgemeinschaft, die für sich die Definitionsmacht über das Nationale beanspruchte. Dieses Verhältnis

⁶ In der Kommunikationstheorie werden verschiedene Ebenen von Gemeinsamkeiten unter Kommunikationsteilnehmern unterschieden. Vgl. Winfried Schulz, Kommunikationsprozeß, in: Elisabeth Noelle-Neumann/Winfried Schulz/Jürgen Wilke (Hg.), Publizistik. Massenkommunikation, Frankfurt a.M. 1995, S. 140–171.

⁷ Vgl. Simmels Ausführungen zum Streit in: Georg Simmel, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, in: Georg Simmel. Gesamtausgabe, Bd. 11, Frankfurt a.M. 1992, S. 284ff.

aus Kommunikation und Bildung lässt sich weiter spezifizieren: Nur wer von sich behaupten konnte, im Dienste des nationalen Gemeinwohls zu sprechen und dabei der eigenen sozialen, ökonomischen oder kulturellen Gebundenheit enthoben zu sein, nahm legitimerweise an gebildeter Kommunikation teil. Voraussetzung für diesen Verallgemeinerungsakt war die Teilhabe an der Bildungskultur; denn nur ein gebildeter Bürger konnte, so zumindest die Vorstellung, Einsicht in das Gemeinwohl der Nation besitzen. Dabei verschwand der konkrete Lebenszusammenhang der Sprecher möglichst vollständig: Sie waren allgemeine Wesen und nicht – wie zumeist der Fall – bürgerliche, protestantische und liberale Männer. Im Jahrzehnt nach der Reichsgründung geriet ihr Anspruch auf kulturelle Hegemonie zunehmend unter Druck; Die hochfliegenden Erwartungen gebildeter Bürger nach der nationalen Einheit machten einer weitverbreiteten Krisenstimmung Platz. So finden sich zunehmend selbstkritische Stimmen.⁸ Das Bildungsideal wurde in allen gesellschaftlichen Konflikten (wie dem »Kulturkampf« oder der »sozialen Frage«) propagiert, wodurch es sozial unschärfer wurde. Gleichzeitig setzte sich der Eindruck fest, dass der Bildungskultur im neu gegründeten Reich nicht mehr die ihr eigentlich zustehende Hegemonie zukam. Von einer Bildungskrise war die Rede. Damit entstand ein charakteristisches Zusammenspiel von Krisenwahrnehmungen und offensiven Verteidigungsstrategien in der Bildungskultur. In »Unsere Aussichten« sollte sich dieses Meinungsklima artikulieren, war es doch das erklärte Ziel Treitschkes, ein »gekräftigtes Nationalgefühl« zu erwecken.9

Der Begriff »Berliner Antisemitismusstreit«, der sich in der Forschung für die Kontroversen um Treitschkes Antisemitismus eingebürgert hat, verfehlt den Kern der Sache. ¹⁰ Wenn man diese Auseinandersetzungen genauer analysiert, fällt auf, dass sie in zwei zeitlich, personell, medial, sprachlich und inhaltlich getrennte Streitphasen zu untergliedern sind. Die erste Streitphase begann mit Treitschkes Veröffentlichung im November 1879 und dauerte bis spätestens Februar 1880. In ihm standen sich Treitschke und gebildete Juden gegenüber, die sich gegen seine Anmaßungen verteidigten. Von dieser Phase muss eine zweite unterschieden werden, die weit mehr als ein halbes Jahr später anbrach und vom November 1880 bis in den Januar 1881 andauerte. Diesmal gerieten Protestanten aneinander, allen voran Treitschke und sein Kollege Theodor Mommsen. Gebildete Juden engagierten sich zu diesem Zeitpunkt kaum noch. Die Zweiteilung des angeblich *einen* Streites ist – so soll hier argumentiert wer-

- 8 Vgl. z.B. Karl Hillebrand, Halbbildung und Gymnasialreform. Ein Appell an die Unzufriedenen, in: Deutsche Rundschau 8 (1879), S. 422–451.
- 9 Vgl. Heinrich von Treitschke, Unsere Aussichten, in: Preußische Jahrbücher 44 (1879), S. 559–576, hier S. 576.
- 10 Die entsprechende Literatur bezog sich bis vor kurzem auf die seit 1965 erhältliche Dokumentation: Walter Boehlich (Hg.), Der Berliner Antisemitismusstreit, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1988. Boehlich prägte mit dieser Veröffentlichung den Begriff; die Zeitgenossen hatten in der Regel keinen Namen für die Kontroversen. Eine neue, umfassendere Edition behält den Namen leider bei: Der »Berliner Antisemitismusstreit« 1879–1881. Eine Kontroverse um die Zugehörigkeit der deutschen Juden zur Nation. Eine kommentierte Quellenedition im Auftrage des Zentrums für Antisemitismusforschung, bearb. von Karsten Krieger, München 2003. Im Folgenden wird diese Edition zitiert, soweit die entsprechenden Dokumente darin ungekürzt enthalten sind. Die beste Zusammenfassung des Streites bietet: Christhard Hoffmann, Geschichte und Ideologie. Der Berliner Antisemitismusstreit 1879/81, in: Wolfgang Benz/Werner Bergmann (Hg.), Vorurteil und Völkermord. Entwicklungslinien des Antisemitismus, Freiburg/Br. 1997, S. 219–251. Für die jüdischen Reaktionen immer noch aufschlussreich ist: Michael A. Meyer, Great Debate on Antisemitism. Jewish Reactions to New Hostility in Germany 1879–1881, in: Year Book of the Leo Baeck Institute 11 (1966), S. 137–170.

den – von grundsätzlicher Bedeutung. Einerseits zeigte die erste Streitphase, dass für viele Juden aufgrund ihres Selbstverständnisses als gebildete Deutsche eine Verteidigung gegen Treitschke unumgänglich geworden war und dass sie diese in den kulturellen Verkehrsformen ihres Umfeldes zu lancieren wussten. Die Tatsache, dass gebildete Juden und Protestanten nicht gemeinsam stritten, problematisierte andererseits die Integration der Juden in die Kommunikationsgemeinschaft der bürgerlichen Bildungskultur und offenbarte – wie in Grimms Blick auf Frau Kronecker – die ambivalente Position der gebildeten Juden.

Dieser Aufsatz untersucht den doppelten Streit um Treitschke vornehmlich im Kontext der modernen Antisemitismusforschung. In den letzten Jahren ist diesem Forschungszweig zunehmend sein Gegenstand fraglich geworden. Nicht nur in der öffentlichen Diskussion herrscht Verwirrung darüber, was Antisemitismus eigentlich darstellt und wer als Antisemit zu bezeichnen ist. In der wissenschaftlichen Analyse ist ein Resultat dieser Unsicherheit die Zunahme neuer Spielarten des modernen Antisemitismus; eliminatorischer Antisemitismus, nationaler Antisemitismus, literarischer Antisemitismus etc. Weder die modernisierungstheoretische Sozialgeschichtsschreibung, die Antisemitismus vornehmlich als ein Krisenphänomen moderner Gesellschaften versteht und dabei häufig von seinem ideologischen Gehalt absieht, noch die Vorurteilsforschung, die ein Set an antijüdischen Stereotypen relativ unabhängig von sozialen und kulturellen Entwicklungen voraussetzt, sind zu befriedigenden Antworten gelangt. Neuere semantische Analysen drohen ebenfalls das Verhältnis zwischen Ideologie und Struktur zu verfehlen. 11 Demgegenüber kommt es darauf an, Antisemitismus stärker als Produkt jener Prozesse zu verstehen, in denen Juden und Nichtjuden im 19. Jahrhundert neu lernen mussten, miteinander zu leben. Je gleicher Juden den Nichtjuden wurden, desto wichtiger wurde deren Unterscheidung. Das spezifisch Neue am modernen Antisemitismus liegt gerade in der Anschlussfähigkeit, die er gegenüber den Mustern der gegenseitigen Wahrnehmung, der Kommunikation untereinander und der Interaktion miteinander besaß – Muster, die sich in dieser Phase zwischen Juden und Nichtjuden herausbildeten.

I. Der erste Streit: Treitschke gegen gebildete Juden

Als Treitschke im Herbst 1879 »Unsere Aussichten« zum Schlussaufsatz des neuen Heftes der »Preußischen Jahrbücher« machte, war der Zeitpunkt günstig: In den Monaten zuvor hatte sich die politische Landschaft des Kaiserreichs grundlegend verändert. Seit 1878 wandte sich Reichskanzler Bismarck allmählich von den Nationalliberalen ab, die bis dato seiner Politik die Mehrheiten im Reichstag verschafft hatten. Durch den Bruch des Bündnisses mit dem Reichskanzler sollte die Nationalliberale Partei in eine tiefe Krise stürzen, sich bald spalten und im gesamten Kaiserreich nie wieder eine so einflussreiche Position erlangen. Treitschke gehörte dem rechten Rand der nationalliberalen Reichstagsfraktion an und sicherte die Politik des Reichskanzlers im gebildeten Bürgertum publizistisch ab. In diesem Zusammenhang muss auch »Unsere Aussichten« gesehen werden. Gleichzeitig verkörpern diese parteipolitischen Aspekte nur eine Seite des Problems. 1879 stand für liberal gesinnte Gebildete – und viele ihrer Gegner – mehr auf dem Spiel: Die politische Schwächung des Liberalismus traf auf eine wesentlich umfangreichere Verunsicherung im gebildeten Bürgertum.

¹¹ Vgl. die ansonsten sehr gewinnbringende Arbeit von Klaus Holz, Nationaler Antisemitismus. Wissenssoziologie einer Weltanschauung, Hamburg 2001.

Doch dass Treitschke in dem Essay die Juden angreifen und dies solche Wirkung entfalten konnte, erklärt sich auch noch aus einem anderen Kontext. 12 In den Monaten zuvor hatte sich eine antisemitische Stimmung besonders in Berlin immer stärker ausgebreitet. Die Popularität des Hofpredigers Adolf Stoeckers, die tumultartigen Versammlungen seiner neuen »Christlich-sozialen Partei«, die verstärkten publizistischen Aktivitäten anderer Antisemiten usw. – all das sorgte auch unter gebildeten Bürgern für Unruhe. Gebildete Protestanten standen den antisemitischen Tendenzen keineswegs immer kritisch gegenüber, ja, es lässt sich sogar zeigen, dass Treitschke für seinen Angriff eigentlich breiteste Zustimmung unter ihnen erwarten konnte. Im persönlichen Umfeld des Berliner Historikers wurde bereits seit Beginn des Jahres 1879 intensiv über die »Judenfrage« diskutiert. In den Ansichten von Freunden und Bekannten manifestierte sich dabei eine Stimmung, die Treitschke nur als Ermunterung auffassen konnte. Der schon erwähnte Hermann Grimm etwa polemisierte gegen das »fremde Volk der Juden«, um dann kategorisch festzustellen: »Man verlangt nach Grobheit. Man will glauben, man hat es satt, sich die Dinge beweisen zu lassen,«13 Der Heidelberger Kirchenrechtler Emil Herrmann wiederum glaubte, dass das zeitgenössische Judentum unter den vielen Feinden des entstehenden »deutschen Gesammtgewissens« eine zunehmende Bedeutung gewonnen habe, was ihm »von Tag zu Tag schwerer« auf der Seele liege. 14 Gleichzeitig war man sich im Umfeld Treitschkes einig, wie heikel solche Ansichten waren; Ȇberall empfindet man daß es so sei, und nirgends darf man es zugestehen!«15 Es endlich zugestehen zu können, sollte für viele gebildete Protestanten Treitschkes Verdienst darstellen.

Treitschke selbst blieb von den Debatten über die »Judenfrage« nicht unbeeindruckt. Bereits im Frühjahr 1879 kam er auf dieses Thema in seiner Vorlesung zu sprechen, was zu Protesten unter den Studenten und dann auch in der Öffentlichkeit führte. ¹⁶ In der nachfolgenden Phase beschwerte sich Treitschke wiederholt darüber, dass eine vermeintlich »verjudete« Presse seine »Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert«, von der er im Frühjahr den ersten Band veröffentlicht hatte, entweder tendenziös bespräche oder ganz totschweige. ¹⁷ Bei der Vorbereitung für den nächsten Band seiner »Deutschen Geschichte« stieß Treitschke dann auf den elften Band der »Geschichte der Juden« aus der Feder des jüdischen Historikers Heinrich Graetz: »Ich habe hier oben den 11. Band von Grätz Gesch. der Juden gelesen und finde kaum Worte um meinen Ekel auszusprechen. «¹⁸ Als er nun den Novemberband der »Preußischen Jahrbücher« vorzubereiten begann, stand für ihn bereits fest, dass er sich darin der »Judenfrage« annehmen würde.

»Unsere Aussichten« begann mit einem längeren Teil über die schwierige außenpolitische Lage des noch jungen Kaiserreiches, wobei Treitschke seine Analyse in die Forderung nach in-

- 12 In Treitschkes Biographie lassen sich schon vor 1879 Hinweise für eine problematische Judensicht finden. Vgl. z.B. Heinrich von Treitschke Briefe, Bd. 2, hrsg. von Max Cornicelius, Leipzig 1913, S. 247ff.
- 13 Brief Grimm an Treitschke vom 26.5.1879, Nachlass Treitschke, Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz, Kasten 6, Mappe Grimm. Die Unterstreichungen befinden sich im Original.
- 14 Brief Emil Herrmann an Treitschke vom 23.4.1879, Nachlass Treitschke, Kasten 6, Mappe Herrmann.
- 15 Brief Grimm an Treitschke vom 26.5.1879.
- 16 Vgl. Berliner Tageblatt vom 9.2.1879.
- 17 Vgl. dazu seine vielfältigen Äußerungen im Frühjahr 1879 in: Heinrich von Treitschke Briefe, Bd. 3, bes. S. 465ff.
- 18 Brief Treitschke an Herrmann vom 25.8.1879, in: »Berliner Antisemitismusstreit« 1879–1881, Bd. 1, S. 4.

nerer Eintracht münden ließ. Damit war er bei dem zweiten großen Thema seines Essays angelangt: der innenpolitischen Lage. 19 Diesen Aspekt ging er in aller Grundsätzlichkeit an: »Unterdessen arbeitet in den Tiefen unseres Volkslebens eine wunderbare, mächtige Erregung. Es ist als ob die Nation sich auf sich selber besänne, unbarmherzig mit sich in's Gericht ginge.«²⁰ Die nationale Selbstbesinnung war der zentrale Punkt im zweiten Teil des Textes und lieferte insgesamt die offensichtlichere Argumentationsstrategie. Doch mischte sich das mit der Forderung nach einer kulturellen Selbstbesinnung. So führte Treitschke die »mächtige Erregung« auf ein neues »Nachdenken über den Werth unserer Humanität und Aufklärung« zurück. 21 Weiter hieß es: »Tausende fühlen, daß wir Gefahr laufen über unserem Bildungsdünkel den sittlichen Halt des Menschenlebens ganz zu vergessen.«22 In den Notizen, die Treitschke vor der Abfassung des Textes zu Papier brachte, wies er noch plakativer auf den drohenden Zerfall der bürgerlichen Ordnung hin, für den der promovierte Kaiser-Attentäter Karl Eduard Nobiling des Jahres 1878 symbolisch stand: »Besitz, Bildung – Noth, Verwilderung, Mord«. 23 Treitschkes Kritik am liberalen Denken war, wie sich an solchen Stellen demonstrieren lässt, nicht nur politisch, sondern zugleich kulturell unterfüttert. So lieferte die bürgerliche Bildungskultur in »Unsere Aussichten« die Folie, vor deren Hintergrund Treitschke einen neuen Nationalismus forderte.

In diesen Zusammenhang einer politischen wie kulturellen Verunsicherung passte die »Judenfrage« hervorragend, und der Historiker äußerte daher Verständnis, ja kaum verhohlenes Lob für die antisemitische Bewegung. Es war für einen gebildeten Bürger allerdings gefährlich, diese öffentlich zu würdigen. Daher kamen die Namen Stoecker und Marr zwar in Treitschkes Notizen vor, tauchten aber in der veröffentlichten Fassung nicht mehr auf. ²⁴ Diese Männer rhetorisch zu umarmen, wäre zu weit gegangen. Treitschke war von Anfang an klar, dass er sich auf gefährlichem Terrain bewegte. Seinem Verleger Georg Reimer schrieb er unmittelbar vor der Veröffentlichung, dass man gerade in der »heillosen Judensache« jedes Wort abwägen müsse. ²⁵ Sein Ausweg aus dem Dilemma war die Objektivierung seines Standpunktes, indem er die antisemitische Bewegung trotz seiner grundsätzlichen Zustimmung zugleich kritisierte und den Anschein nüchterner Distanz wahrte. Damit konnten viele Zeitgenossen Treitschkes Angriff als einen längst fälligen Tabubruch feiern. Hermann Grimm etwa behauptete im Rückblick auf »Unsere Aussichten«, dass Treitschke die Frage »endlich discussionsfähig« gemacht habe. ²⁶

Wie jedoch lautete die so provozierende Aussage des Textes genau und wie funktionierte sie? Der zentrale Satz von Treitschkes »Unsere Aussichten« war: »Bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf, unter Männern, die jeden Gedanken kirchlicher Unduldsamkeit oder nationalen Hochmuths mit Abscheu von sich weisen würden, ertönt es heute wie aus einem Munde: die Juden sind unser Unglück!«²⁷ Diese Aussage ist von einigen Zeitgenossen, aber auch

¹⁹ In beiden Editionen beginnt Treitschkes Text erst an dieser Stelle, weswegen der Zusammenhang mit der außenpolitischen Argumentation in der späteren Forschung leicht ignoriert werden kann.

²⁰ Treitschke, Unsere Aussichten, S. 570f.

²¹ Ebd.

²² Ebd., S. 571.

²³ Notizen, Nachlass Treitschke, Kasten VIIB, Mappe »Zur Judenfrage«, Bl. 118.

²⁴ Vgl. ebd.

²⁵ Abschrift eines Briefes von Treitschke an Georg Reimer vom 17.11.1879, Nachlass Treitschke, Kasten 17, Bl. 72.

²⁶ Brief Grimm an Mommsen vom 11.12.1880, Nachlass Mommsen, Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz zu Berlin, Kasten 39, Mappe Grimm.

von der späteren Forschung als ein rhetorischer Trick hingestellt worden: als geschickte Übertreibung der persönlichen Meinung des Autoren. Durch die erwähnten Diskussionen in Treitschkes Umfeld und parallel zu den antisemitischen Umtrieben, die gerade in Berlin immer mehr um sich griffen, konnte der Berliner Historiker jedoch den Eindruck haben, dass viele gebildete Bürger diese Frage in der Tat für drängend hielten, sich aber oft nicht zu einer öffentlichen Stellungnahme durchringen konnten. Aus dieser Perspektive war der zentrale Satz des Textes kein rhetorischer Trick, sondern eine von ihm durchaus wörtlich gemeinte Feststellung.

Für die provozierende Streitinformation sind jedoch neben der Kernaussage – »Die Juden sind unser Unglück!« – der Kommunikator und das Publikum entscheidend. In diesem Fall ist kaum ein bekannterer Kommunikator denkbar: Treitschke war als Historiker, Professor, Politiker, Publizist und Herausgeber der »Preußischen Jahrbücher« nicht nur eine Berühmtheit, er wurde von vielen gebildeten Bürgern als »Reichsherold« verehrt. Auch Juden teilten diese Hochachtung. Dass gebildete Bürger sein Zielpublikum abgaben, verdeutlichte schon das Medium: Die »Preußischen Jahrbücher« waren ein typisches Organ der bürgerlichen Bildungskultur und so richteten sich viele Passagen des Textes zugleich auf diese Gruppe. Nicht zuletzt in dem Kernsatz selbst bezog er sich auf die »Kreise der höchsten Bildung«. Die provozierende Streitinformation lässt sich so zusammenfassen: Der berühmte Historiker Heinrich von Treitschke behauptete öffentlich und im Namen der gebildeten Bürger, dass die Juden ihr Unglück seien.

»Unsere Aussichten« löste innerhalb kurzer Zeit eine umfangreiche Kontroverse aus. Gebildete Juden nahmen Treitschkes Fehdehandschuh auf, darunter viele bekannte Persönlichkeiten wie der liberale Politiker Ludwig Bamberger, der Historiker und Kollege Treitschkes Harry Breßlau, der junge Philosophieprofessor Hermann Cohen, der Historiker für jüdische Geschichte Heinrich Graetz sowie der Völkerpsychologe Moritz Lazarus, Viele Juden hatten die aufkommende antisemitische Bewegung schon eine ganze Weile mit wachsender Besorgnis beobachtet. Als jedoch klar wurde, dass Treitschke diesen Umtrieben wohlwollend gegenüberstand, brach ein Sturm der Entrüstung los. Mit seinem Auftreten war es notwendig geworden, auf die Provokationen zu antworten, die Argumente zu widerlegen und – ganz grundsätzlich – die eigene Identität als Deutscher und Jude zu verteidigen. Dabei kam ein ganzes Spektrum jüdischer Selbstdefinitionen zum Tragen: Zwischen Religiosität und Säkularität, zwischen Ethnizität und Universalismus, zwischen Menschheitspathos und jüdischer Ethik schwankten die unterschiedlichen Repliken.²⁹ Der erste Streit um Treitschke bot den gebildeten Juden eine Möglichkeit, über die eigenen Identitätskonstruktionen äußerst kontrovers zu diskutieren. Darauf kann hier freilich nur angespielt werden, da es an dieser Stelle vornehmlich um die Bedeutung des Antisemitismus gehen soll. Dieser Aufsatz ist damit ausdrücklich nicht als Gesamtgeschichte des doppelten Streites anzusehen, die insgesamt nur aus der Interaktion von gebildeten Juden und Protestanten verstanden werden kann.

In den folgenden Wochen und Monaten antwortete Treitschke seinen jüdischen Kontrahenten in weiteren Artikeln in den »Preußischen Jahrbüchern« und veröffentlichte dann seine Auslassungen in einer leichter zugänglichen Flugschrift: »Ein Wort über unser Judenthum«.³⁰ II

²⁷ Treitschke, Unsere Aussichten, hier S. 575.

²⁸ Ein aufschlussreiches Beispiel lieferte der Brief einer anonymen Jüdin an Treitschke vom 10.1.1880, Nachlass Treitschke, Kasten VIIB, Mappe »Zur Judenfrage«.

²⁹ Vgl. Ulrich Sieg, Bekenntnis zu nationalen und universalen Werten. Jüdische Philosophen im Deutschen Kaiserreich, in: Historische Zeitschrift 263 (1996), S. 609–639.

³⁰ Vgl. Heinrich von Treitschke, Ein Wort über unser Judenthum, Berlin 1880. Der mediale Charak-

Die weiteren Artikel demonstrierten seine Unnachgiebigkeit gegenüber Kritik. Spätestens zu diesem Zeitpunkt war der Streit unübersichtlich geworden. Die verschiedenen Repliken von luden hatten Treitschke an einzelnen Punkten und oft auch in den großen Linien zu widerlegen versucht. Er griff das auf und schuf wieder neue Angriffsflächen, nicht ohne selbst schwere Geschütze gegen seine Gegner aufzufahren, insbesondere gegen Heinrich Graetz, den er als orientalischen Fremdling denunzierte.³¹ Ein kompliziertes Gewebe aus Argumenten und Vorwürfen war entstanden, das die Öffentlichkeit nur noch mit Mühe zu durchschauen vermochte. Aufgrund des diffusen Charakters des Streites war eine Bündelung von zentraler Bedeutung - eine Funktion, die normalerweise vor allem von der Presse übernommen wird. Während jedoch seit November 1879 die antisemitische und konservative ebenso wie die jüdische Presse sehr ausführlich über den Konflikt berichtete, schwiegen die großen liberalen Blätter darüber - mithin gerade jene Blätter, die bei den gebildeten Bürgern besondere Beachtung fanden. Erst als nach Wochen der Auseinandersetzungen der preußische Kronprinz Friedrich die antisemitische Bewegung öffentlich verurteilte, kommentierten die liberalen Organe das auch mit Rekurs auf Treitschke. Die »Allgemeine Zeitung des Judenthums« bemerkte bitter: »Fürwahr, daß die liberalen Pressorgane [sic!] so lange gewartet, bis sie sich hinter den kaiserlichen Thron bergen konnten, zeugt von einer Schwächlichkeit des deutschen Liberalismus, die man nur tief beklagen kann.«32

Das jüdische, liberal gesinnte Blatt hatte ganz recht: Insgesamt blieb die protestantisch, liberale Verteidigung gegen die antisemitischen Vorurteile unter gebildeten Bürgern zu diesem Zeitpunkt eine stumpfe Waffe. Man überließ die Abwehrarbeit den Juden und sah keinen Grund, ihnen zur Hilfe zu kommen. 33 Im Rückblick muss daher festgehalten werden: Mit Treitschke war deutlich geworden, dass Antisemitismus in der bürgerlichen Bildungskultur Erfolg haben konnte. Wenn man offen gegen Treitschke und all die anderen Antisemiten vorgegangen wäre, hätte das – so mögen es die Gutwilligen unter den gebildeten Protestanten gesehen haben – vielleicht bedeutet, ihnen mehr Beachtung zu schenken, als ihnen zustand. Zugleich mögen sie davor zurückgeschreckt haben, die in dieser Phase offen zu Tage tretende Schwäche des Liberalismus weiter herauszustreichen. Der langfristige Fluch dieser Haltung lag jedoch darin, eine Chance zu vergeben: offensiv aufseiten der Juden für deren Rechte einzutreten.

Der erste Streit über Treitschkes Antisemitismus hatte klare Konturen: Er begann im November 1879, und die letzten Repliken erschienen im Frühjahr 1880. Im Wesentlichen war es eine Auseinandersetzung zwischen Treitschke und gebildeten Juden. Was jedoch sagt dieser erste Streit über die bürgerliche Bildungskultur aus? Es bleibt zunächst zu fragen, warum gerade Treitschkes Essay provozierte. Schließlich hätte er gegen die Sagbarkeitsregeln in der bür-

ter der Debatten über die »Judenfrage« ist in der bisherigen Forschung kaum berücksichtigt worden, was dazu geführt hat, dass man über die besondere Bedeutung der »Flugschrift« in diesem Zusammenhang kaum reflektiert hat. Vgl. Uffa Jensen, In die Falle der Partikularität. Bürgerliche Beobachter des öffentlichen Raumes in den Flugschriften zur »Judenfrage« 1870–1890, in: Habbo Knoch/Daniel Morat (Hg.), Kommunikation als Beobachtung – Beobachtung von Kommunikation. Wechselwirkungen von Medientheorien und kommunikativen Praktiken in der »kommunikologischen Sattelzeit« (1880–1960), Paderborn 2003, S. 81–97.

- 31 Vgl. Heinrich von Treitschke, Herr Graetz und sein Judenthum, in: »Berliner Antisemitismusstreit« 1879–1881, Bd. 1, S. 114–126.
- 32 Allgemeine Zeitung des Judenthums 44 (1880), S. 70.
- 33 Einer der wenigen protestantischen Kritiker Treitschkes in dieser Phase war: Karl Fischer, Heinrich von Treitschke und sein Wort über unser Judenthum, M. Gladbach, Leipzig 1880.

gerlichen Bildungskultur überhaupt nicht verstoßen, wenn sich alle einig gewesen wären, dass gebildete Juden prinzipiell keine legitimen Teilnehmer sein können. In der historischen Situation zehn Jahre nach der rechtlichen Gleichstellung der Juden war aber der neue Status dieser sich so erfolgreich integrierenden Gruppe ungeklärt. Je bürgerlicher und gebildeter Juden de facto wurden, desto weniger gerechtfertigt hätte ihr Ausschluss aus der bürgerlichen Bildungskultur eigentlich sein müssen. Genau diese Erwartung reflektierte sich in den Antworten gebildeter Juden, und selbst Treitschke musste mit Blick auf seinen Kollegen, den Historiker Harry Breßlau, zugeben, solche Juden nicht gemeint zu haben. 34 Die Präsenz der Juden in diesem kulturellen Umfeld bedeutete, dass die Regeln bürgerlicher Anständigkeit eigentlich auch auf sie anzuwenden waren. Es war mit einem liberalen Politikverständnis, dem Bildungsideal und insgesamt mit bürgerlichen Sittlichkeitsvorstellungen nicht ohne weiteres vereinbar, offen gegen Andere zu hetzen, schon gar nicht, wenn diese selbst gebildete Bürger waren. So zögerten gebildete Protestanten nicht nur wegen der Radikalität vieler Antisemiten, offen und öffentlich über die »Judenfrage« zu diskutieren – die Diskussionen in Treitschkes Umgebung waren ja zunächst privater Natur geblieben. Ob Juden wirklich im vollen Umfang als gebildete Bürger anerkannt werden konnten, stellte allerdings die Kernfrage dar. Diejenigen, die wie Treitschke das bezweifelten, rieben sich an den Sagbarkeitsregeln, die ihnen verboten, offen ihre Meinung auszusprechen. Als Treitschke es dann doch tat, musste er die Sagbarkeitsregeln der bürgerlichen Kommunikationsordnung selbst thematisieren: Aus den normativen Regeln des Sprechens übereinander in der bürgerlichen Bildungskultur wurde bei ihm ein lästiges Tabu, das von außen auferlegt und unbegründet erschien, mithin gebrochen werden musste. Ein wichtiges Produkt dieses inszenierten Tabubruches stellte also die Umkehrung von Opfer und Täter dar. Derjenige, der glaubte, einfach seine Meinung rechtmäßig äußern zu wollen, rieb sich an einem Tabu, das ihn vermeintlich ungerechtfertigt daran hinderte. Der Gegenstand seiner eigentlich polemischen und verletzenden Meinungsäußerung – hier die Juden – erschien dabei als Verursacher dieser Einschränkung. Der Meinende wurde zum Opfer und der Gemeinte zum Täter.

Wenn man die Abwehrstrategien der gebildeten Juden noch einmal betrachtet, ist zunächst festzuhalten: Der Historiker war im Vorteil, weil er angriff. Er konnte klar sagen, was er meinte. Da er provozierte, drang sein Standpunkt leicht zum Publikum, den gebildeten Bürgern, durch. Treitschke verfolgte die nachfolgenden Debatten sehr genau, las die Antwortschriften, notierte sich deren Argumente und archivierte sie schließlich. Wie, wann und wo er auf sie reagierte, wog er genau ab. Interaktion, auch streitende, kann ein Grundmaß an Anerkennung der Streitenden untereinander mit sich bringen – ein Zugeständnis, das Treitschke so weit wie irgend möglich vermeiden wollte. Die Juden, die ihm antworteten, machten ihm das nicht leicht. Vor allem das »würdig und sachlich gehaltene Sendschreiben« seines Kollegen Harry Breßlau nahm er auch deshalb »mit aufrichtigem Bedauern« zur Kenntnis, weil es so schwer abzuwehren war. Grundmaß Strukturell jedoch hatten es die Juden wesentlich schwerer, sich gegen seine

³⁴ Vgl. Heinrich von Treitschke, Noch einige Bemerkungen zur Judenfrage, in: »Berliner Antisemitismusstreit« 1879–1881, Bd. 1, S. 278–293.

³⁵ In Treitschkes Nachlass befindet sich eine Sammlung von Schriften aus der Auseinandersetzung, versehen mit Notizen aus Treitschkes Feder. Vgl. Nachlass Treitschke, Kasten VIIB, Mappe »Zur Judenfrage«.

³⁶ Treitschke, Noch einige Bemerkungen, S. 279. Wie schwer ihm die Antwort auf Breßlau fiel, sieht man an seinen Notizen; er dachte länger darüber nach, ob er von »tiefem«, »aufrichtigem« oder nur »Bedauern« sprechen wollte. Vgl. den Textentwurf in: Nachlass Treitschke, Kasten VIIB, Mappe »Zur Judenfrage«, Bl. 124.

infamen Anwürfe zu verteidigen. Sie hatten auf Angriffe zu reagieren, d.h. sie mussten sich zunächst einmal an die Vorgaben des Gegners halten. Dabei lief man stets Gefahr, diesem in einzelnen Punkten Recht zu geben, so dass beispielsweise Breßlau sich genötigt sah, Treitschke die Existenz einer »Judenfrage« zuzugestehen.

Das Abwehrproblem der Juden ging aber darüber hinaus: Mit wem wollten sie sich verständigen? Es wurde den Juden bald deutlich, dass es sinnlos war, Treitschke überzeugen zu wollen. Treitschke hatte sich schon in anderen Konflikten als unbelehrbar erwiesen und war sicherlich nicht bereit, diese Unart seinen jüdischen Kontrahenten zuliebe abzulegen. Ein äußerst bedeutsames Ziel der Verteidigung lag gleichwohl darin, sich untereinander zu verständigen. Ein Großteil der Bemühungen richtete sich folglich nach innen, auf den Zusammenhalt der Juden in Zeiten der Kränkung. Natürlich trafen bei dieser Aufgabe unterschiedliche Konzepte aufeinander, woraus neue Konflikte entstanden. Insgesamt kann man jedoch feststellen, dass die Juden bei dieser »inneren« Aufgabe die größten Erfolge erzielten. Allein die Tatsache, dass sich so viele prominente Juden gegen Treitschke wehrten und sich zu Fürsprechern der Juden aufschwangen, durfte als Erfolg gefeiert werden.³⁷ Dieser Erfolg konnte jedoch nicht wirklich ausgekostet werden, fehlte doch die Befriedigung, an der zweiten Front gesiegt zu haben. Natürlich musste es ein zentrales Ziel der jüdischen Verteidigung sein, möglichst viele Protestanten von der Unrichtigkeit der Angriffe und – was nicht dasselbe ist – der Legitimität des jüdischen Standpunktes zu überzeugen. Rechtmäßigerweise hätte es ganz einfach sein sollen; da konnte man Lazarus zustimmen: »Im Grunde genommen, sollten wir schweigen; sollten wir schweigen dürfen und die Heilung erwarten [...]. Die Frage der Humanität ist in diesem Falle, da wir das Object derselben sind, da wir die Humanität zu erwarten und zu fordern haben, nicht die unsrige, sondern die der ganzen deutschen Nation.«³⁸

Aber die Situation war nicht dementsprechend, im Gegenteil: Es blieb zu beklagen, dass gebildete Protestanten sich nicht im Namen der Humanität, ja, der Bildungskultur gegen Treitschke aussprachen. Es ist immerhin denkbar, dass der Streit einen ganz anderen Verlauf genommen hätte und die Juden hätten schweigen können, wenn »Unsere Aussichten« von protestantischer Seite sofort und beherzt zurückgewiesen worden wäre. Noch viel weniger fand sich unter den gebildeten Bürgern ein Protestant, der zu bekennen bereit war, dass Treitschkes Angriff nicht nur infam und skandalös, sondern auch illegitim sei, weil die Juden ein Anrecht auf ihre eigene Identität besäßen. Das erscheint nur auf den ersten Blick als eine Ex-post-Perspektive; Juden erwarteten eine solche Verteidigung durchaus. Insofern konnten sie sich mit ihrem zweiten Ziel, Protestanten gegen Treitschke und für ihre Sache zu mobilisieren, nicht durchsetzen.

Zudem entwickelte Treitschke eine perfide Methode, die Isolation der gebildeten Juden in der bürgerlichen Bildungskultur zu verstärken. Als der junge Philosoph Hermann Cohen Anfang 1880 auf Treitschkes Angriff antwortete, begann er mit der Pflicht zum Bekenntnis: »Es ist also doch wieder dahin gekommen, daß wir bekennen müssen. Wir Jüngeren hatten wol [sic!] hoffen dürfen, daß es uns allmählich gelingen würde, in die »Nation Kants« uns einzuleben [...]. Dieses Vertrauen ist uns gebrochen; die alte Beklommenheit wird wieder geweckt.«³⁹ Sich als Jude bekennen zu müssen, war für Juden die Voraussetzung, um an den Debatten über den zeitgenössischen Antisemitismus teilnehmen zu können. Weil sie sich aber

³⁷ Vgl. dazu Meyer, Great Debate, S. 166.

³⁸ Moritz Lazarus, Was ist national? Ein Vortrag, in: »Berliner Antisemitismusstreit« 1879–1881, Bd 1 S 40

³⁹ Hermann Cohen, Ein Bekenntniß in der Judenfrage, in: »Berliner Antisemitismusstreit« 1879–1881, Bd. 1, S. 338.

nur als Juden verteidigen konnten, ließ sich ihr Unterfangen leicht entwerten: als illegitime Vertretung partikularer Interessen und nicht des Gemeinwohls, in dessen Namen gebildete Bürger stets zu kommunizieren beanspruchten. Die gebildeten Juden, die sich so sehr als gebildete Deutsche empfanden, wurden in ein rhetorisches Ghetto gedrängt. Es entstand ein kommunikatives Gefälle zwischen ihnen und gebildeten Protestanten. Diese Konstellation konnte Treitschke dramatisieren: Man habe das »ganze Füllhorn deutscher Entrüstungssuperlative« über ihn ausgeschüttet. 40 Darin liege, lautete die entscheidende Wendung des Historikers, eine Bestätigung seiner Position; »Wenn gleichwohl meine einfachen Worte einen Sturm von erbitterten Erklärungen heraufbeschworen haben, so wird damit nur bewiesen, daß die deutsche Judenfrage, deren Dasein man abzuleugnen sucht, in der That vorhanden ist.«⁴¹ Das Dilemma der deutschen Juden wurde in solchen Passagen deutlich. Wenn sie auf antisemitische Invektiven wie die von Treitschke antworteten und ihre Identität als Deutsche und Juden verteidigten, konnte das von der anderen Seite schnöde abgewiesen werden, mit dem Hinweis: Die bloße Tatsache der Replik dokumentiere, wie jüdisch und damit wie undeutsch, wie unkultiviert und ungebildet die Juden (noch immer) seien. Hiermit wurde die durch das fehlende Engagement gebildeter Protestanten bereits öffentlich dokumentierte Isolierung der Juden rhetorisch vollendet. Der erste Streit, den Treitschke mit »Unsere Aussichten« im November 1879 lanciert hatte, endete mit einem Sieg nach Punkten für den Historiker.

II. Der zweite Streit: Treitschke gegen Mommsen

Ende 1880 kam es erneut zum Streit, der sich jedoch sehr von dem ersten unterschied, obwohl er – oberflächlich betrachtet – um das gleiche Thema kreiste: Treitschkes Antisemitismus. Im Frühling des Jahres 1880 hatten sich die Gemüter zunächst wieder beruhigt. Treitschke war zu seiner Lehrtätigkeit zurückgekehrt und selbst von der »Berliner Bewegung« Adolf Stoeckers war weniger zu hören, so dass mancher schon beruhigt festgestellt haben mochte, dass es sich nur um eine vorübergehende Erscheinung gehandelt habe. Das täuschte: Bereits im Spätsommer häuften sich die Hinweise, dass es aufs Neue zu antisemitischen Ausfällen kommen würde. In den Straßen von Berlin, beobachtete etwa der Berliner Korrespondent der »Allgemeinen Zeitung des Judenthums«, sehe man das Publikum, wie es die gemeinsten antisemitischen Witzblätter mit Wonne verschlinge. ⁴² Besonders spitzte sich die Lage im Herbst zu: Anfang November fanden Ergänzungswahlen zur Berliner Stadtverordnetenversammlung statt, und der sonst so unspektakuläre Wahlkampf war plötzlich von antisemitischen Untertönen geprägt. Ein liberaler Politiker jüdischer Abstammung, der Vorsitzende der Stadtverordnetenversammlung Wolf Straßmann, verlor daraufhin in einem Wahlkreis, was die konservative Lokalpresse als Triumph gegen die Juden feierte.

In dieser Phase gingen die Auseinandersetzungen vor allem von zwei Institutionen aus: der Universität und dem höheren Schulwesen Berlins. Unter den Studenten der Stadt zirkulierte mit besonderem Erfolg die Antisemiten-Petition, die seit Sommer des Jahres im Umlauf war und vom Reichskanzler Bismarck Maßnahmen gegen die vermeintliche Vorherrschaft der Juden forderte. Als die Petition schließlich im April 1881 eingereicht wurde, enthielt sie 269.000 Unterschriften, wovon 30.000 in Berlin gesammelt worden waren.⁴³ Insgesamt

⁴⁰ Treitschke, Herr Graetz, S. 115.

⁴¹ Ebd.

⁴² Vgl. »Berliner Antisemitismusstreit« 1879–1881, Bd. 2, S. 534.

⁴³ Vgl. Werner Jochmann, Gesellschaftskrise und Judenfeindschaft in Deutschland 1870–1945, Hamburg 1988, S. 20.

4.000 Studenten unterschrieben sie, also ungefähr 19 Prozent der deutschen Studentenschaft. In Berlin waren es sogar 1.700, mithin fast jeder zweite Student. Dieser beachtliche Anteil war nicht ohne Grund zustande gekommen: Noch vor Beginn des Wintersemesters lancierten Berliner Studenten eine separate Kampagne für die Petition, wobei vor allem der Jurastudent Paul Dulon, Sohn eines preußischen Regierungsrats, eine tragende Rolle spielte. 44 Dieser suchte Treitschke am 24. Oktober 1880 auf, um mit dessen Namen unter den Studenten werben zu können. Über das Gespräch unter vier Augen sollten die beiden Beteiligten später widersprüchliche Angaben machen, die Version Dulons erscheint jedoch plausibler. Treitschke, der einen freundlich-entgegenkommenden Ton anschlug, gab dem Studenten zu verstehen, dass er die Petition nicht unterschreiben könne, weil ihm das seine Position als akademischer Lehrer verbiete. Er fügte jedoch hinzu, dass er - nach seiner Privatmeinung gefragt - nicht schweigen würde und schloss die Unterredung mit den Worten: »Ich sehe nicht nur keinen Grund Ihnen abzurathen, sondern ich wünsche Ihnen vielmehr alles Glück dazu.«45 Es ist leicht vorstellbar, in welche Schwierigkeiten der Hochschullehrer kommen konnte, wenn diese direkte Unterstützung einer radikalen politischen Bewegung an der Universität und in der breiten Öffentlichkeit ruchbar werden sollte. Die Voraussetzung dafür schuf wiederum Dulon, indem er nun in kaum verhohlener Form mit dem Namen des Berliner Historikers zu werben begann. Gegen potentielle Kritik an der Kampagne fühle man sich, so hieß es in einem Zusatz der Studenten zur Petition, durch den Rat »eines unsrer Herrn Professoren in Berlin« immunisiert, »der in seiner Eigenschaft als akademischer Lehrer, Staatsmann und Volksvertreter sicher in dieser Frage Autorität besitzt wie kein Zweiter«. 46 Gerade sein »so wohlthuend maßvoll gehaltenes Wort zur Judenfrage« habe ihm die Hochachtung und das Vertrauen der »deutschen Studentenschaft« eingebracht, so dass man sich des Wertes seines Rates wohl bewusst sei.⁴⁷ Bei dieser Charakterisierung dürfte jedem klar gewesen sein, welcher Hochschullehrer die antisemitischen Bestrebungen unter den Studenten unterstützte.

Anfang November eskalierte die »Judenfrage« auch an einem anderen Ort der bürgerlichen Bildungskultur: dem höheren Schulwesen Berlins. Vor allem ein Ereignis verdeutlichte dies: die so genannte »Pferdebahn-Affäre«. ⁴⁸ Am 8. November diskutierten in der Pferdebahn zwei Lehrer des Friedrichs-Gymnasiums, Hans Jungfer und Bernhard Förster, für alle Passagiere hörbar über die »Judenfrage«, wobei sie u.a. Stoeckers Vorgehen lobten und die Wahlniederlage Straßmanns begrüßten. Dabei entging ihnen nicht, dass sich unter den Passagieren Juden befanden, von denen schließlich einer, der Kaufmann Edmund Kantorowicz, die beiden Lehrer zur Rede stellte. Daraufhin kam es zum Tumult, in dessen Verlauf Kantorowicz so außer sich geriet, dass er Jungfer ohrfeigte. Die gesamte Angelegenheit musste von der Polizei aufgenommen werden und wurde in Windeseile zum Stadtgespräch, das Schlagzeilen in der gesam-

- 44 Über die Entwicklung vor allem an der Berliner Universität vgl. Norbert Kampe, Jews and Antisemites at Universities in Imperial Germany (II). The Friedrich-Wilhelms-Universität of Berlin: A Case Study of the Student's »Jewish Question«, in: Year Book of the Leo Baeck Institute 32 (1987), S. 43–101.
- 45 Für Treitschkes Version vgl. »Berliner Antisemitismusstreit« 1879–1881, Bd. 2, S. 747f. Dulon schilderte in einem Brief an Treitschke den wahrscheinlicheren Hergang: Brief vom 18.12.1880, Nachlass Treitschke, Kasten 5, Mappe Dulon.
- 46 Exemplar des Rundschreibens, das sich im Nachlass Mommsen befindet: Kasten 128.
- 47 Ebd.
- 48 Vgl. vor allem die Akten des Kultusministeriums zum Friedrichs-Gymnasium, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStA Pk), I. HA Rep. 76 VI, Sekt. XIV. Z, 39 Bd. III (1869–1883), darin besonders die Anklageschrift des Staatsanwaltes Daude, lfd. Nr. U II 191.

ten Presse machte. Aufgrund des ungebührlichen Verhaltens und der entstandenen öffentlichen Empörung sahen sich schließlich die Schulaufsichtsbehörden gezwungen, gegen die beiden Lehrer zu ermitteln. Diese Entwicklungen dokumentierten weithin sichtbar eine radikal veränderte Stimmungslage in der Stadt und vor allem liberale Bürger gelangten zu der Erkenntnis, dass Antisemitismus bereits unter ihresgleichen und insbesondere in den Sozialisationsinstanzen der Bildungskultur Fuß gefasst hatte.

Nun erst war das Maß des Erträglichen überschritten: Am 7. November traf sich im Haus des Berliner Bürgermeisters Max von Forckenbeck ein Kreis stadtbekannter Liberaler, unter ihnen auch der Althistoriker Theodor Mommsen. Von Forckenbeck hatte sie eingeladen, um eine öffentliche Erklärung »in der immer brennender werdenden Judenfrage« zu entwerfen. 49 Dazu wollte man sich auf potentielle Mitstreiter einigen: »Nicht zu viele aber gewichtige Unterschriften!«50 Offensichtlich gelang das schnell: Bereits eine Woche später, am 14. November, bildete das Resultat den Aufmacher mehrerer liberaler Tageszeitungen. 51 Der Text hob mit den Problemen der inneren Reichseinigung an: Die in heißen Kämpfen errungene Einheit basiere auf dem Zusammengehörigkeitsgefühl der Deutschen, welche die »Stammes- und Glaubensgegensätze« überwunden hätten. 52 Dagegen würde jene Bewegung verstoßen, die sich mit mittelalterlichem Fanatismus gegen »unsere jüdischen Mitbürger« richte. 53 Noch aber sei es Zeit, gegen diese Tendenzen aktiv zu werden und die »Erklärung« endete mit einem flammenden Aufruf dazu: »Vertheidiget in öffentlicher Erklärung und ruhiger Belehrung den Boden unseres gemeinsamen Lebens: Achtung jedes Bekenntnisses, gleiches Recht, gleiche Sonne im Wettkampf, gleiche Anerkennung tüchtigen Strebens für Christen und Juden. «54

75 Personen setzten ihren Namen unter diese »Erklärung«: Sie alle gehörten zu den Honoratioren Berlins, viele waren stadtbekannt. Eine große Anzahl Politiker befand sich darunter, auch viele Rechtsanwälte. Hinzu kamen städtische Beamte, einige von ihnen im Schulwesen tätig, und interessanterweise fast die Hälfte der Ältesten der Berliner Kaufmannschaft. Der überwiegende Teil der Unterstützer hatte studiert, wenn nicht gar promoviert (31 von ihnen). Die größte Einzelgruppe bildeten die Professoren, unter ihnen liberale Berühmtheiten wie Johann Gustav Droysen, Rudolf von Gneist, Rudolf Virchow oder Theodor Mommsen. Mit ihrer Unterschrift dokumentierten sie alle, dass die Bedrohung durch die antisemitische Bewegung gerade in ihrem Umfeld gewachsen war. Juden befanden sich nicht unter den Unterzeichnern, eventuell in Frage kommende Personen wie der Literat und Beamte im Auswärtigen Amt Lindré wurden zwar erwogen, sind aber nicht gefragt worden – und zwar aufgrund ihrer jüdischen Abstammung. Dieser Ausschluss dürfte damit begründet worden sein, dass die Gegner der »Erklärung« sonst hätten behaupten können, dass die »Erklärung« ei-

⁴⁹ Brief von Forckenbeck an Mommsen vom 3.11.1880, Nachlass Mommsen, Kasten 30, Mappe Forckenbeck.

⁵⁰ Ebd.

⁵¹ Für die Erklärung der Notablen vgl. »Berliner Antisemitismusstreit« 1879–1881, Bd. 2, S. 551–554.

⁵² Ebd., S. 551.

⁵³ Ebd., S. 552.

⁵⁴ Ebd., S. 552f.

⁵⁵ Es ist wahrscheinlich, dass zumindest diese Unterschriften eine direkte Folge der »Pferdebahn-Affäre« waren. Die Kaufmannschaft konnte damit ihre Solidarität mit dem Fabrikanten Kantorowicz bekunden.

⁵⁶ Vgl. den Brief von Wilhelm Scherer an Mommsen vom 12.11.1880. Eine Fotokopie des Briefes befindet sich im Nachlass Wickert, Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Kasten 23.

gentlich von Juden lanciert und damit ein weiterer Beweis für deren Machtstellung sei. Gleichwohl deutete das aber auch darauf hin, dass man mit Juden erneut keine gemeinsame Front bilden wollte – nahezu ein volles Jahr nach deren Protest gegen Treitschkes Antisemitismus.

Insgesamt machte die Erklärung deutlich, dass der Konflikt über die »Judenfrage« nunmehr quer durch das gebildete Bürgertum verlief. Wie hatte es dazu kommen können? Möglicherweise werden viele, gerade unter den Liberalen, den Diskussionen mit großem Unbehagen oder gar deutlicher Ablehnung begegnet sein. Insbesondere über Agitatoren wie Stoecker oder Marr äußerte man sich in gebildeten Kreisen missbilligend. Je länger die antisemitische Agitation andauerte, je größer und breiter ihr gesellschaftlicher Zulauf und vor allem je mehr sie zu einem Generalangriff auf den Liberalismus zu werden drohte, desto ernster musste sie genommen werden. Mit der politischen Wende 1878/79 bröckelte die gesellschaftliche Vorherrschaft der Liberalen. Als im Herbst 1880 die Antisemiten-Petition die Erfolge der Bewegung dokumentierte und verdiente liberale Politiker wie der Stadtverordnete Straßmann durch eine antisemitische Kampagne Wahlen verloren, wurde es immer offensichtlicher: Es ging jetzt längst nicht mehr »nur« um die Juden; die »Judenfrage« stellte vielmehr die Macht des Liberalismus in Frage. Aus dieser Perspektive überrascht es auch kaum, dass liberale Parlamentarier dieses Thema einer parlamentarischen Erörterung im Preußischen Abgeordnetenhaus zuführten.⁵⁷

Gleichzeitig enthielt die »Erklärung« den Keim zu einer noch größeren Kontroverse, indem sie auf jene Person anspielte, die für den Einfluss antisemitischer Bestrebungen unter gebildeten Bürgern am ehesten verantwortlich gemacht werden konnte: Heinrich von Treitschke. Die entsprechende Passage lautete: »An dem Vermächtnis Lessings rütteln Männer, die auf der Kanzel und dem Katheder verkündigen sollten, daß unsere Cultur die Isolierung desjenigen Stammes überwunden hat, welcher einst der Welt die Verehrung des einigen Gottes gab.«⁵⁸ Auch wenn nicht alle Leser »Katheder« sofort mit dem Berliner Historiker in Verbindung brachten, so war er doch von den Initiatoren gemeint gewesen. ⁵⁹ Da Treitschkes Engagement jedoch schon einige Zeit zurücklag, war die Sache nicht für jedermann »flagrant«. ⁶⁰ Als es schließlich durchsickerte, reagierte Treitschke sofort mit einer öffentlichen Gegenerklärung, in der er die Verdächtigungen zurückwies. Vor allem die implizite Unterstellung, er missbrauche seinen Lehrstuhl für politische Zwecke, traf ihn in seiner Ehre als akademischer Lehrer. ⁶¹ Noch am Tag der Gegenerklärung inszenierten antisemitische Studenten in seiner Vorlesung eine Unterstützungskundgebung. Der Hörsaal war völlig überfüllt; frenetischer

- 57 Am 20. und 22. November kam es durch eine parlamentarische Anfrage des freisinnigen Abgeordneten Albert Hänel zu einer Debatte über die »Judenfrage« im Preußischen Abgeordnetenhaus, die sowohl in der Bevölkerung als auch in der Presse große Aufmerksamkeit erregte. Der Plan der Linksliberalen, mit den Nationalliberalen eine gemeinsame Front gegen die antisemitischen Umtriebe bilden zu können und zugleich die Regierung zu einer Verurteilung derselben veranlassen zu können, schlug fehl. Außerdem konnten Männer wie Stoecker bei dieser Gelegenheit die parlamentarische Bühne für ihre Angriffe nutzen. Vgl. Die Judenfrage vor dem Preussischen Landtage. Wortgetreuer Abdruck der Verhandlungen im Abgeordnetenhause am 20. und 22. November 1880, Berlin 1880.
- 58 »Berliner Antisemitismusstreit« 1879–1881, Bd. 2, S. 552.
- 59 Mommsen teilte am 20. November mit, dass er die »Erklärung« im vollen Bewusstsein unterschrieben habe, »daß dieser Tadel sich in erster Linie auf Herrn v. Treitschke bezieht«. Ebd., S. 615.
- 60 Brief Grimm an Mommsen vom 13.12.1880, Nachlass Mommsen, Kasten 39, Mappe Grimm.
- 61 Für Treitschkes Erwiderung auf die »Erklärung« vgl. »Berliner Antisemitismusstreit« 1879–1881, Bd. 2, S. 598f.

Beifall ertönte, als Treitschke das Podium bestieg. Die Studenten ließen ihn hochleben, was Treitschke offenkundig überraschte. Er habe, behauptete er, auf dem Katheder stets das Gefühl gehabt, mit der deutschen Jugend in Einklang zu sein. Natürlich habe er in seinen Veranstaltungen nichts anderes getrieben als die »heilige Wissenschaft«. ⁶² Doch lehne er es gleichfalls ab, Themen zu meiden, nur weil sie heute Leidenschaften erregen würden.

Gleichwohl war die studentische Unterstützung für den Historiker keineswegs einhellig, was in den folgenden Tagen deutlich wurde. Vor allem die Vorlesung des außerordentlichen Philosophieprofessors Adolf Lasson, eines gebürtigen Juden, der bereits 1853 zum Protestantismus konvertiert war, wurde zum Treffpunkt vieler Gegner der antisemitischen Studenten. Lasson wagte es, sich in seiner Vorlesung offen gegen den Antisemitismus zu stellen. Als die antisemitischen Studenten dazu übergingen, seinen Unterricht systematisch zu stören, kam es zu tumultartigen Auseinandersetzungen. Sitzungen endeten nun damit, dass die eine Hälfte der Studenten »Vivat Lasson!« brüllte, während die andere Hälfte »Vivat Treitschke!« anstimmte. 63 Schließlich war kein geregelter Ablauf mehr möglich und die Veranstaltung musste ausgesetzt werden. Lasson war zugleich eine zentrale Figur für die parallelen Diskussionen im höheren Schulwesen Berlins, wo bereits die »Pferdebahn-Affäre« für erhebliche Unruhe gesorgt hatte; denn er war neben seiner akademischen Lehrtätigkeit zugleich Lehrer an der Luisenstädtischen Realschule. In seinem dortigen Unterricht hatte Lasson die antisemitischen Umtriebe verurteilt und seine Schüler sogar aufgefordert, seine Vorlesung an der Universität zu besuchen. Schließlich kam es zwischen ihm und einem Kollegen, Emil Henrici – einem Bruder des stadtbekannten Antisemiten Ernst Henrici -, zu einem heftigen Streit auf dem Schulhof, der ebenfalls disziplinarische Maßnahmen nach sich zog. 64 Über all diese Entwicklungen berichteten sämtliche Zeitungen ausführlich, und so verfestigte sich der Eindruck, dass gerade unter den gebildeten Bürgern Berlins die Position der Juden umstritten war.

Treitschke sollte in den Tagen nach der »Erklärung« ein ebenbürtiger Gegner erwachsen: der Althistoriker Theodor Mommsen. Dass Mommsen mit Treitschkes Sicht der Dinge – sowohl im Hinblick auf die allgemeine politische Lage und insbesondere die Rolle des Liberalismus als auch spezieller in der »Judenfrage« – zunehmend weniger übereinstimmte, hatte er bereits unmittelbar nach der Publikation von »Unsere Aussichten« im privaten Kreis geäußert. Gleichwohl exponierte er sich zu diesem Zeitpunkt nicht, auch wenn er in einer Rede zu Ehren des Kaisers einige kritische Worte über Treitschkes Engagement verlor. 66 Erst als sich

- 62 Siehe den Wortlaut in: ebd., S. 610.
- 63 Dazu gab es mehrere Berichte: Berliner Nachrichten, »National-Zeitung« vom 2.12.1880, Zur Judenfrage, »Der Reichsbote« vom 3.12.1880 sowie Berichte und Correspondenzen, in: Israelitische Wochenschrift für die religiösen und socialen Interessen des Judenthums 11 (1880), S. 425–426, hieraus auch die Zitate, S. 425.
- 64 Vgl. den Bericht des Direktors Foß nebst Anlagen für das Provinzial-Schulkollegium vom 11.12.1880, Brandenburgisches Landeshauptarchiv (Brand. LHA) Rep. 34, Abt. 1 c, Sekt. 21, Lit. a No. 1, 1712, Bd. 5 (1876–1883), lfd. Nr. 10765, Anhang A und C sowie die Vernehmungsprotokolle des Schulkollegiums vom 20.12.1880, ebd., lfd. Nr. 11054.
- 65 Vgl. Treitschkes Brief an Grimm vom 28.1.1880, in: Alexander Demandt, Mommsen in Berlin, in: Wolfgang Treue/Karlfried Gründer (Hg.), Berlinische Lebensbilder. Wissenschaftspolitik in Berlin. Minister, Beamte, Ratgeber (Einzelveröffentlichung der Historischen Kommission zu Berlin, Bd. 3), Berlin 1987, S. 149–173, hier S. 167. Hermann Grimm bemühte sich, die Wogen zu glätten, drang damit aber bei Mommsen nicht durch. Vgl. den Brief Grimms an Treitschke vom 2.2.1880, Nachlass Treitschke, Kasten 6, Mappe Grimm.
- 66 Für Mommsens Rede auf den Kaiser vgl. »Berliner Antisemitismusstreit« 1879–1881, Bd. 2, S. 445ff.

Treitschke im November 1880 gegen die Vorwürfe in der »Notabeln-Erklärung« zur Wehr setzte, war es schließlich Mommsen, der die Vorwürfe bekräftigte und öffentlich bedauerte, dass sein Kollege auf dem Katheder nicht das »Evangelium der Toleranz« predige.⁶⁷ In einer erneuten Replik, diesmal direkt an Mommsen gerichtet, verwahrte sich Treitschke dagegen.⁶⁸ Damit lagen zwei (scheinbar) klare Alternativen in der »Judenfrage« vor, verkörpert durch zwei der bekanntesten Historiker der damaligen Zeit. Doch Mommsens Haltung zur »Judenfrage« war von Beginn an ambivalent. Noch kurz vor Treitschkes Angriff scheint er Überzeugungen gehabt zu haben, die den späteren Äußerungen seines Kollegen recht ähnlich waren. 69 Zudem war seine öffentliche Positionierung für viele Zeitgenossen nicht mit seinem wissenschaftlichen Œuvre vereinbar. In seiner »Römischen Geschichte« gab es Passagen, die zwar von den Antisemiten verfälscht wiedergegeben wurden, die aber zugleich problematische Aspekte enthielten. Vor allem hatte er die Juden »auch in der alten Welt« als »Ferment der nationalen Decomposition« bezeichnet. 70 Über zwanzig Jahre später sollte diese Zuschreibung nicht ganz zufällig zum Schlagwort der antisemitischen Rhetorik werden.⁷¹ Als Treitschke nun auf Mommsen direkt reagieren musste, griff er ihn gerade an diesem Punkt an: Im Kern habe er, Treitschke, nichts anderes getan, als die Forderung aufzustellen, dass die Juden Deutsche werden sollten. So könne er auch nicht die pessimistische Ansicht seines Kollegen Mommsen teilen, »daß überall in der Welt »das Judenthum ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Decomposition« bilde«.72 Vielmehr lebe er in der Hoffnung, »es werde der vollzogenen Emanzipation im Laufe der Jahre auch die innere Verschmelzung und Versöhnung folgen«.73

Für den einfachen Zeitungsleser musste es nun so aussehen, als gäbe es eigentlich keinen Meinungsunterschied zwischen den beiden Gelehrten, ja, als sei Mommsens Haltung zu den Juden noch um einiges negativer. Damit sah Mommsen die erheblichen politischen Differenzen, die sich in ihrer unterschiedlichen Judensicht bündelten, auf falsche und inakzeptable Weise eingeebnet. Zudem fühlte er sich missverstanden, wenn Antisemiten auf seine »Römische Geschichte« hinwiesen. Das führte zu seiner Entscheidung, mit einer grundlegenden

⁶⁷ Ebd., S. 615.

⁶⁸ Vgl. Heinrich von Treitschke, Eine Erwiderung, in: ebd., S. 616f.

^{69 1877} soll er geschrieben haben: »Insoweit die Juden einen besonderen Nationalismus innerhalb des deutschen behaupten wollen [...] sind sie selbst schuld an den Consequenzen, die dann, wie immer, alle treffen und die am schwersten, die es am wenigsten verdienen. Wer innerhalb einer fremden Nation lebt, soll und muß sich ihr assimiliren; und das Widerstreben gegen diese Nothwendigkeit ist ebenso verkehrt wie das Zurückweichen derer, die sie gelten lassen wollen. Daß die Barbarei, womit dies jetzt geschieht, ebenso schändlich wie auch der deutschen Sache schädlich ist, ist [...] sicher [...]. Aber wer kann es ändern? Sittliche Epidemien sind noch incourabler als physische [...]. « J.A. Stargardt (Hg.), Autographen aus verschiedenem Besitz, S. 95. Die Briefkarte Mommsens wurde 1960 auf einer Auktion der Firma J.A. Stargardt an eine leider unbekannte Person verkauft. Trotz einiger Bemühungen konnte ihr Verbleib nicht geklärt werden. Im Auktionskatalog finden sich die Auszüge aus dem Original, die hier vollständig wiedergegeben sind. Der Kontext der Äußerung kann nicht rekonstruiert werden. Da sie allerdings Einblick in das widersprüchliche Judenbild Mommsens vor der Auseinandersetzung mit Treitschke liefert, wird sie hier trotz dieser Einschränkungen angeführt.

⁷⁰ Theodor Mommsen, Römische Geschichte, Bd. 3, 1. Aufl., Berlin 1856, S. 507.

⁷¹ Vgl. dazu Christhard Hoffmann, Juden und Judentum im Werk deutscher Althistoriker des 19. und 20. Jahrhunderts, Leiden 1988, S. 96ff.

⁷² Treitschke, Erwiderung, in: »Berliner Antisemitismusstreit« 1879–1881, Bd. 2, S. 617.

⁷³ Ebd.

Darlegung seiner Sichtweise erneut an die Öffentlichkeit zu treten: die Gegenschrift »Auch ein Wort über unser Judenthum«, die am 12. Dezember 1880 erschien. Mommsens Text gilt zu Recht als ein zentrales Dokument im Kampf gegen den Antisemitismus. An vielen Stellen des Essays dokumentierte der Althistoriker seine ehrliche Empörung über dieses Phänomen. Für ihn drohte nichts anderes als der »Bürgerkrieg einer Majorität gegen eine Minorität«. ⁷⁴ Mommsen warf zudem namentlich seinem Kollegen Treitschke vor, diese Bewegung geschürt zu haben, als er sich zum Propheten dieses Wahns aufgeschwungen habe. »Was heißt das«, schleuderte er ihm entgegen, »wenn er von unsern israelitischen Mitbürgern fordert, sie sollen Deutsche werden? Sie sind es ja, so gut wie er und ich [...].«⁷⁵

Trotz dieser klaren Frontstellung ist Mommsens Streitschrift gleichfalls ambivalent, nicht zuletzt weil er großen Wert darauf legte, sowohl den »Judenhassern« als auch den »Judenschmeichlern« zu missfallen.⁷⁶ An verschiedenen Stellen des Essavs artikulierte sich ein Gefühl des Unbehagens gegenüber den Juden. Es sei gar nicht in Abrede zu stellen, dass die »Sondereigenschaften der unter uns lebenden Personen jüdischer Abstammung« deutlicher »empfunden« werden, als das bei anderen deutschen Stämmen der Fall sei.⁷⁷ Im gleichen Atemzug empfahl er Zurückhaltung und Schonung, wenn man die doch vorhandenen Unterschiede thematisiere. »Gute Sitte« und »höhere Pflicht« würde es gebieten, »die Besonderheiten der einzelnen Nationen und Stämme mit Maß und Schonung zu discutiren«, 78 Mit solcher Zurückhaltung sei es jedoch seit dem Auftritt Treitschkes vorbei: »Der Kappzaum der Scham war dieser »tiefen und starken Bewegung« abgenommen; und jetzt schlagen die Wogen und spritzt der Schaum. «79 Allerdings veränderten erst die letzten Absätze die Gesamtperspektive auf Mommsens Text. Am Schluss seines Essays hielt er es plötzlich für geboten, wohl aus Gründen der Ausgeglichenheit und der Objektivität, die »Stellung der Juden selbst zu dieser leidigen Bewegung« zu thematisieren. Hierfür verließ der Althistoriker das Feld politischer Erwägungen, um über die moralische Dimension der alltäglichen Interaktionen zwischen Juden und Protestanten sprechen zu können. Schuld an der emotionalen Abwehrhaltung, die es bei den Protestanten gebe, seien auch die Juden, soweit sie auf ihrer Eigenheit beharren würden. Sie würden sich von der »Christenheit« - die Mommsen unabhängig von einem religiösen Bekenntnis als »Charakter der heutigen internationalen Civilisation« verstanden wissen wollte – fernhalten, was risikoreich sei: »Außerhalb dieser Schranken zu bleiben und innerhalb der Nation zu stehen ist möglich, aber schwer und gefahrvoll.«⁸⁰ Mommsen schlug demgegenüber eine Art kultureller Konversion vor, in der das Christentum als ein Zeichen angenommen werden sollte, nicht weiter dem Judentum anzuhängen, sondern voll und ganz Teil der deutschen Kultur sein zu wollen. Auch die Juden müssten wie die Hessen und die Schleswig-Holsteiner ihre »Sonderart nach bestem Vermögen« von sich tun, um alle noch existierenden Schranken zu den Nichtjuden einreißen zu können.81 Echte, vollständige Integration war zehn Jahre nach der Emanzipation nur um den Preis der jüdischen Identität denkbar.

Das lasen auch viele jüdische Zeitgenossen so: Mommsens Schrift wurde in der jüdischen Presse mit deutlichen Worten kritisiert: »Treitschke sagt: Die Juden können Juden bleiben,

2T

⁷⁴ Theodor Mommsen, Auch ein Wort über unser Judenthum, in: ebd., S. 708.

⁷⁵ Ebd, S. 700.

⁷⁶ Vgl. dazu die Fußnote in: ebd., S. 702.

⁷⁷ Ebd., S. 701.

⁷⁸ Ebd., S. 703.

⁷⁹ Ebd., S. 704.

⁸⁰ Ebd., S. 708f.

⁸¹ Ebd., S. 709.

müssen aber Deutsche werden. Mommsen sagt: Die Juden sind Deutsche, aber um des Deutschthums willen müssen sie Christen werden. Es frägt sich, wer in diesen Schlußsätzen der Freisinnigere ist? «82 Aber auch jüdische Briefschreiber protestierten gegen Mommsens Aufforderung zur Konversion. Am prägnantesten brachte der junge Historiker Martin Philippson die Kritik an Mommsen auf den Punkt. Die jüdische Weigerung, das Christentum als Zeichen der internationalen Zivilisation anzuerkennen, scheine Mommsen »als eine Art verwerflichen Partikularismus« zu begreifen. 83 Eigentlich sei es doch ganz einfach: »Wäre die Christenheit wirklich nichts, als der Inbegriff der heutigen, internationalen Civilisation, nun so sind Hunderttausende von Juden von ganzem Herzen Christen. «84 Faktisch müsse man im Christentum ein System aus Dogmen erkennen, gegen die es gute Argumente gäbe. Wolle man jedoch konvertieren, so müsse man sich dazu bekennen. Ein Übertritt, der den spezifischen Gehalt des Christentums ignoriere, sei eine Lüge.

In der Tat war nicht nur Mommsen kaum bereit, jüdische Differenz in der Kultur und Nation zu dulden. Er war allenfalls zu einem mitleidig lächelnden und doch irritierten Ertragen derselben in der Lage. Und selbst das hatte Grenzen: Wenn es um die Einheit der Nation gehe, müsse man zu Opfern bereit sein. Dass der Religionskritiker Mommsen dabei für eine Konversion zum Christentum plädierte, darf als besonders pikant gelten. Obwohl Mommsen mit dem Hilfskonstrukt der internationalen Zivilisation den religiösen Gehalt zu mindern suchte, seine Empfehlung blieb der für die bürgerliche Bildungskultur durchaus charakteristischen Verbrämung des Religiösen verhaftet. Wenn die Religion nicht mehr religiös, sondern kulturell verstanden werden sollte, so hatte die Kultur Religion zu sein. Außerhalb ihrer zu stehen, war gefährlich, weil in dieser letzten Differenz – trotz aller Integration – die Juden als Juden gegen den ins Religiöse gesteigerten Absolutheitsanspruch des Kulturellen verstießen. In der bürgerlichen Bildungskultur entwickelte sich ein ausgeprägter Integrationalismus, der den Juden ein fixiertes Modell der kulturellen Konversion aufzwingen wollte. Dies funktionierte auf zwei Ebenen: Juden sollten sich kulturell integrieren und dabei ihre Eigenheit aufgeben. Zugleich basierte es auf der impliziten Voraussetzung, dass sich Juden von der allgemeinen Kultur – der Christenheit bei Mommsen, der nationalen und christlichen Kultur bei Treitschke – fernhielten, wenn sie Juden blieben. Das Judentum stand für gebildete Protestanten im Gegensatz zu ihrer Kultur oder gar außerhalb aller Kultur. Mommsens Unbehagen gegenüber der jüdischen Differenz entstammte einem Verständnis von bürgerlicher Bildungskultur, das auch bei seinem Kollegen vorhanden war. Darin ist die Nähe zwischen den beiden Historikern zu sehen, allerdings nur darin: Mommsen lehnte Treitschkes politisch intendierten Integrationalismus ab, mit seinen eigenen Forderungen an die Juden verblieb er auf einer moralischen Ebene. Während Treitschke jedes Druckmittel gegen die jüdische Identität akzeptabel erschein, appellierte Mommsen an die Einsichtsfähigkeit der Juden.

Wenn jedoch auch Mommsen die Integration der Juden in die deutsche Kultur an weitere Veränderungsleistungen knüpfte, wenn er angesichts der inneren Reichsgründung die Position der Juden gleichfalls für ein besonderes (allerdings moralisches) Problem hielt – wo lag denn eigentlich der tiefgreifende Dissens mit seinem Kollegen Treitschke? Die Antwort ist ebenso schlicht wie offensichtlich: Es ging im Kern nicht um die Juden, sondern um die liberale Ausrichtung der bürgerlichen Bildungskultur. Als Treitschke auf dem Höhepunkt des

⁸² Das war Ludwig Philippsons Schlussfolgerung in der Allgemeinen Zeitung des Judenthums. Vgl. ebd., S. 793.

⁸³ Brief Martin Philippson an Mommsen vom 14.12.1880, Nachlass Mommsen, Kasten 95, Mappe Philippson.

⁸⁴ Ebd.

Streites an Mommsen schrieb, meinte auch er: »[...] wenn es sich nur um die Judenfrage handelte, so würde ich nicht sehr besorgt sein, da unsere Ansichten sachlich nicht weit aus einander gehen und wir uns eigentlich nur über die Opportunität streiten«, 85 Um was es sich aber eigentlich drehte, darüber hatte Treitschke keine Zweifel und fügte hinzu, dass ihm die »Wege, welche der Liberalismus in den letzten Jahren eingeschlagen hat, immer unbegreiflicher« geworden waren. 86 Im Herbst 1880 hatte sich eindeutig herausgestellt, dass der Antisemitismus nicht nur die politische Macht des Liberalismus bedrohte, sondern auch und gerade die Liberalität der bürgerlichen Bildungskultur in Frage stellte. Erst jetzt war klar geworden, dass Treitschkes Angriff auf die Juden keine einmalige Entgleisung gewesen war, sondern er damit auf eine zunehmend breitere Basis unter den gebildeten Bürgern bauen konnte. Das stellte nichts anderes dar als ein politisches Kennzeichen einer größer werdenden Kluft zwischen Liberalismus und gebildetem Bürgertum, Treitschke war nur zu bereit, diese Entwicklung zu unterstützen; Mommsen hingegen, der mit aller Entschiedenheit dafür plädierte, diese Koppelung beizubehalten, musste sich dagegen stemmen. Seine Verteidigung des Liberalismus zog seine Gegnerschaft zu den Antisemiten zwangsläufig nach sich, aber war er darum jener »Judenfreund«, für den ihn die Antisemiten von nun an halten sollten? Die Antwort fällt nach der Lektüre von »Auch ein Wort über unser Judenthum« negativ aus.⁸⁷ Vielmehr muss grundsätzlich festgehalten werden, dass Gegnerschaft gegen den Antisemitismus von der Bereitschaft, Juden als Juden zu verteidigen, deutlich zu unterscheiden ist. Mommsen und Treitschke stritten sich letztlich über die bürgerliche Bildungskultur auf dem Rücken der gebildeten Juden.

Insgesamt kann man konstatieren: Der zweite Streit um Treitschkes Antisemitismus war anders strukturiert als derjenige ein Jahr zuvor. Verursacht wurde er durch die Ausbreitung antisemitischer Ressentiments unter gebildeten Bürgern. Für die Kontroverse im Herbst 1880 lautete daher die Streitinformation: Treitschke war (direkt durch sein Einwirken und indirekt durch sein Vorbild) dafür verantwortlich, dass sich antisemitische Haltungen unter gebildeten Bürgern in der Stadt erheblich ausbreiteten. In diesem Streit spielten Protestanten die entscheidende Rolle, während gebildete Juden sich kaum beteiligten. ⁸⁸ Auf deren früheres Engagement gegen Treitschke ging keiner der Teilnehmer an der erneuten Auseinandersetzung auch nur mit einem Wort ein: Es war so, als hätte der erste Streit nie stattgefunden. Der sich nun entwickelnde Zweikampf der beiden Professoren führte automatisch dazu, dass die Universität mit in die Kontroverse einbezogen wurde. Der universitäre Rahmen war es schließlich, der diese Auseinandersetzung entschied. Während Treitschke aus dem ersten Konflikt noch als Punktsieger hervorgegangen war, verlor er im zweiten an Boden, allerdings nicht so sehr,

- 85 Brief Treitschke an Mommsen vom 15.12.1880, in: »Berliner Antisemitismusstreit« 1879–1881, Bd. 2, S. 752f. Für die Zeitgenossen, selbst für Personen des unmittelbaren Umfeldes, waren die Meinungsunterschiede zwischen den beiden kaum noch wahrnehmbar. Hermann Grimm etwa beschlich, als er Mommsens Schrift las, das »seltsame Gefühl«, dass Mommsen nichts anderes gesagt habe. Vgl. den Brief Grimms an Mommsen vom 11.12.1880, Nachlass Mommsen, Kasten 39, Mappe Grimm.
- 86 Treitschkes Brief an Mommsen, in: »Berliner Antisemitismusstreit« 1879–1881, Bd. 2, S. 753.
- 87 Auch in der neuen Mommsen-Biographie von Stefan Rebenich wird nicht deutlich genug zwischen einer Stellungnahme zum Antisemitismus und einer Verteidigung der Juden unterschieden. Vgl. Stefan Rebenich, Theodor Mommsen. Eine Biographie, München 2002. Zutreffender ist daher immer noch: Michael Brenner, "Gott schütze uns vor unseren Freunden". Zur Ambivalenz des "Philosemitismus" im Kaiserreich, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 2 (1993), S. 174–199.
- 88 Eine Ausnahme war Moritz Lazarus, Unser Standpunkt. Zwei Reden an seine Religionsgenossen am 1. und 16. Dezember 1880, Berlin 1881.

weil man nun seine Sicht auf die »Judenfrage« ablehnte. Vielmehr hatte er sich angreifbar gemacht, als er die antisemitischen Studenten offen unterstützte. Ausgerechnet Mommsen erhielt als erster Kenntnis von der studentischen Werbung für die Antisemiten-Petition, die sich verklausuliert, aber doch unzweifelhaft auf Treitschke berief. Sofort setzte er den Universitätsrektor, August W. Hoffmann, davon in Kenntnis. Als Treitschke nicht gleich auf die Abmahnung des Rektors reagierte, machte Mommsen die Anschuldigungen in »Auch ein Wort über unser Judenthum« öffentlich. Er zitierte aus dem Zirkular und verlangte eine Richtigstellung. Ber Vorwurf, die Stellung als Universitätslehrer offen zur politischen Agitation in einer auch unter den Studenten so strittigen Frage benutzt zu haben, wog schwer, und Treitschke musste versuchen, ihn aus der Welt zu schaffen. Er bestritt zwar nicht, sich mit Dulon unterhalten zu haben; aber er stellte nun in Abrede, diesen je zu seinem Unterfangen ermuntert zu haben. Die Verletzung des akademischen Friedens, nicht seine Aussagen in der »Judenfrage« selbst, ließ Treitschke schließlich wie einen Verlierer im zweiten Streit aussehen.

III. Der doppelte Streit um Treitschkes Antisemitismus und das Verhältnis von Juden und Protestanten in der bürgerlichen Bildungskultur

Der doppelte Streit um Treitschkes Antisemitismus hatte eine Reihe von Konsequenzen: In Berlin verschlechterte sich die Stimmung zusätzlich, so dass es in der Silvesternacht 1880/81 zu antisemitischen Ausschreitungen kam, an denen Studenten maßgeblich beteiligt waren. ⁹¹ Der Streit ließ Freundschaften und kollegiale Beziehungen z.T. erheblich gestört zurück, nicht zuletzt diejenige zwischen Treitschke und Mommsen. ⁹² Das wissenschaftliche Oeuvre der Beteiligten richtete sich partiell neu aus: Treitschkes »Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert« wurde mit jedem neuen Teilband antisemitischer. ⁹³ Auch Mommsen kehrte zu dem Thema zurück, ebenso wie einige der beteiligten jüdischen Wissenschaftler. ⁹⁴ Schließlich veränderte sich der Abwehrkampf der Juden gegen den zeitgenössischen Antisemitismus erheblich. ⁹⁵ Zugleich wird man die Frage nach der Position der Juden in der bürgerlichen Bildungskultur aufwerfen müssen, um die langfristige Bedeutung des doppelten Streites erkennen zu können. Dass sie in dieses Umfeld weitgehend integriert waren, lässt sich nicht bezwei-

- 89 Vgl. Mommsen, Auch ein Wort, in: »Berliner Antisemitismusstreit« 1879–1881, Bd. 2, S. 707.
- 90 Vgl. Heinrich von Treitschke, Erwiderung an Herrn Th. Mommsen, in: ebd., S. 747f.
- 91 Vgl. Berliner Tageblatt vom 3.1.1881.
- 92 Zu Mommsens späterer Sicht auf seinen Kollegen vgl. die Fotokopie eines Briefes an Sybel vom 7.5.1895, die sich im Nachlass Wickert (Kasten 32, Mappe 589) befindet. Auch aufseiten der Juden führten die Auseinandersetzungen zu persönlichen Feindschaften, etwa zwischen Heinrich Graetz und Hermann Cohen sowie zwischen letzterem und Moritz Lazarus.
- 93 Vgl. Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert, 5 Bde., Leipzig 1879–1897.
- 94 Vgl. Theodor Mommsen, Römische Geschichte, Bd. 5, 2. Aufl., Berlin 1885. Das Spätwerk Moritz Lazarus' war erheblich von dem Streit beeinflusst. Vgl. Moritz Lazarus, Die Ethik des Judentums, hrsg. von Jacob Winter/August Wünsche, Frankfurt a.M. 1911.
- 95 Das wurde allerdings von der bisherigen Forschung nicht genügend gewürdigt. Vgl. besonders Jehuda Reinharz, Fatherland or Promised Land. The Dilemma of the German Jew, 1893–1914, Michigan 1975, S. 13ff. sowie Jacob Borut, The Rise of Jewish Defense Agitation in Germany, 1890–1895. A Pre-History of the C.V.?, in: Year Book of the Leo Baeck Institute 36 (1991), S. 59–96.

feln. In der historischen Rückschau erkennt man vielmehr die erheblichen Anstrengungen, die sie dafür auf sich nahmen. Auch für viele Protestanten war diese Integration beträchtlich vorangeschritten; das schuf in ihrer Wahrnehmung ja erst die Probleme, über die man in dem doppelten Streit so heftig aneinander geriet. Hier ergibt sich letztlich ein zutiefst ambivalentes Bild, das sich einer einfachen Bewertung entzieht: Die bürgerliche Bildungskultur bot den Rahmen für ein konkretes Zusammenleben von Juden und Protestanten und sie bildete eine wesentliche Ressource für die Modernisierung des jüdischen Selbstverständnisses und des überkommenen Antisemitismus. ⁹⁶

In dem eingangs zitierten Blick Hermann Grimms auf Fanny Kronecker dokumentierte sich die vielleicht wichtigste Folgewirkung des doppelten Streits um Treitschke. Wenn man sich die Situation noch einmal vor Augen führt, wird man wohl feststellen müssen: Die Jüdin dürfte eine freundliche, umsichtige und gebildete Frau gewesen sein, die sich zu artikulieren und zu benehmen wusste, wohl eine angenehme Zeitgenossin, die keiner Ratschläge für angemessenes Verhalten bedurfte. Sie von oben bis unten anzuschauen, wie Grimm es tat, bedeutete in dieser »Graeca-Sitzung«, bei der die Anwesenheit einer Jüdin an sich offensichtlich keine Besonderheit mehr war, eine Differenz zu konstatieren. Frau Kronecker wurde für ihn in ihrem gebildeten Habitus zu einer typischen Jüdin; alles an ihr erschien plötzlich merkwürdig, monströs, irgendwie unheimlich. Für Grimm war sie gerade durch den Erfolg ihrer kulturellen Anpassungsbemühungen zu einer Art gebildeter Doppelgängerin geworden, welche die bürgerliche Bildungskultur reproduzierte und zugleich veränderte. Grimm hatte dabei das Beobachten neu erlernt: Dass Juden zu einem Zeitpunkt, an dem sie von Protestanten faktisch ununterscheidbar geworden waren, trotzdem Juden blieben, war seinem Beobachten vorausgesetzt. Wo de facto nichts mehr zu erkennen war, musste neu gelernt werden, wie man richtig schaute, um doch eine Differenz in der Gleichheit »erkennen« zu können.

Grimms Äußerung stand am Ende eines längeren Entwicklungsprozesses, in dem sich eine Art Wahrnehmungsspirale herausgebildet hatte. Gebildete Protestanten problematisierten die zunehmende Anwesenheit von Juden in ihrer Lebenswelt. Gebildete Juden wiederum hoben – gerade anlässlich der Vorwürfe, denen sie ausgesetzt waren – ihre Teilhabe an der bürgerlichen Bildungskultur hervor und wollten diese gleichzeitig intensivieren, was wiederum aufseiten der Protestanten das Problembewusstsein steigerte. Diesem Teufelskreis konnte auch Frau Kronecker kaum entkommen; egal was sie tat, sie blieb Jüdin. Auch wenn wir nicht wissen, wie bei dieser »Graeca-Sitzung« kommuniziert wurde und wie die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an diesem Abend interagierten, so ist doch zu vermuten, dass Grimms Beobachtungen auch hierfür nicht ohne Konsequenzen waren. Dass er durchaus bereit sein konnte, in der Kommunikation und Interaktion zwischen »deutschen« und jüdischen Frauen weitere Unterschiede zu sehen, beweist zumindest der Nachsatz, den er seinem oben zitierten Tagebucheintrag hinzufügte: »Das unbefangene herzliche Gelächter einer deutschen Frau, die sich mit einer gewissen schalkhaften Gutmüthigkeit den Männern unterordnet, fehlt den Jüdinnen durchaus.« ⁹⁷ Grimms Misogynie – Frauen sollten lieber unbefangen lachen anstatt gebildet zu

⁹⁶ Eine neue Form der Beziehungsgeschichte müsste anhand des doppelten Streites darlegen, wie unterschiedliche Konstruktionen eines modernen jüdischen Selbstverständnisses und antisemitische Abgrenzungen von protestantischer Seite dem gleichen soziokulturellen Hintergrund entstammten: der bürgerlichen Bildungskultur, die Juden wie Protestanten teilten. Das ist der Ausgangspunkt der Studie, welche der Verfasser voraussichtlich im nächsten Jahr unter dem Titel »Gebildete Doppelgänger. Juden und Protestanten in der bürgerlichen Bildungskultur im 19. Jahrhundert« in der Reihe »Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft« veröffentlichen wird.

⁹⁷ Vgl. den zitierten Tagebucheintrag, Bl. 29.

kommunizieren und sich lieber unterordnen anstatt gleichberechtigt agieren zu wollen – verwies zugleich auf das kommunikative Gefälle und die Interaktionsdistanz zwischen gebildeten Iuden und Protestanten. 98

~ Angemüthlich. In



"Ungemüthlich", Kladderadatsch 1880

Insbesondere die Interaktionsdistanz zwischen gebildeten Juden und Protestanten hatte sich im doppelten Streit um Treitschkes Antisemitismus manifestiert. Illustrieren lässt sich das an einer Karikatur, die im Herbst 1880 im »Kladderadatsch« erschien.⁹⁹ Sie zeigt mehrere Männer, z.T. wild gestikulierend, in Streitgespräche verwickelt. Die Figur in der Mitte des Bildes, die eine lange Erklärung mit Unterschriften in Händen hält, stellt offensichtlich Mommsen dar. Über den Köpfen der Männer ist angegeben, wer sich hier streitet: Antisemit, Antiantisemit, Antianti... Am linken Bildrand steht schließlich eine weitere männliche Figur: Der »Semit« wendet dem Geschehen den Rücken zu und macht eine ratlose Handbewegung, so als wolle er sagen, dass das nicht sein Streit ist. Wenn man sich diese Figur genauer anschaut, erkennt man hinter der bürgerlichen Fassade die Gesichtszüge des Juden, so dass die Identifikation als »Semit« fast überflüssig erscheint. Sicherlich bezog sich diese Karikatur auf den zweiten Streit im Herbst 1880. Hier stritten sich Protestanten über ihre Erklärungen für oder wider den Antisemitismus; der »Semit« jedoch stand abseits. Gleichwohl hatte es eine ähnliche Distanz auch ein Jahr zuvor gegeben, nur dass sich damals die Juden mit Treitschke gestritten, während sich die Protestanten nicht eingemischt hatten. Wenn man eine entsprechende zweite Karikatur neben die erste legen könnte, so würde das zentrale Dilemma des doppelten Streits um Treitschkes Antisemitismus sichtbar werden: Eine gemeinsame Front gegen den Historiker, Querverbindungen über ethnisch-religiöse Unterschiede hinweg, einen gemeinsa-

⁹⁸ Spätestens an dieser Stelle wird offensichtlich, dass Grimms Blick auch der eines Mannes war, den das Selbstbewusstsein seines weiblichen Gegenübers nicht nur faszinierte, sondern zugleich bedrohte. Als solches lässt sich diese Episode natürlich ebenso der Geschichte bürgerlicher Geschlechterkonstruktionen zuordnen.

⁹⁹ Vgl. »Ungemüthlich«, in: Kladderadatsch. Humoristisch-satirisches Wochenblatt 33 (1880), S. 221.

men Streit von gebildeten Juden und Protestanten hat es zehn Jahre nach der Emanzipation der Juden und trotz aller Integration in die bürgerliche Bildungskultur nicht gegeben.

Insgesamt lässt sich somit feststellen: Der erste Streit um Treitschke brach im Wesentlichen über die Rolle der jüdischen Identität in der Bildungskultur aus, der zweite über die politische Ausrichtung der bürgerlichen Bildungskultur und die Bedeutung des Antisemitismus darin. Mit dem doppelten Streit kam jene Entwicklung zum Abschluss, in der sich die beschriebene Wahrnehmungsspirale, das kommunikative Gefälle und die Interaktionsdistanz zwischen gebildeten Juden und Protestanten ausgeformt hatten. Hiermit war eine antisemitische Disposition im gebildeten Bürgertum etabliert. Dass gebildete Juden und Protestanten getrennt stritten, bedeutet nicht, dass sie getrennt lebten; vielmehr lieferte der gemeinsame Lebenszusammenhang – die bürgerliche Bildungskultur – den eigentlichen Streitgrund, Auch ist damit keineswegs gesagt, dass es ab jetzt zwischen Juden und Protestanten kein erfolgreiches Zusammenleben in der bürgerlichen Bildungskultur mehr geben konnte. Schließlich soll damit ebenfalls nicht behauptet werden, dass die Disposition zum Antisemitismus das Verhältnis von gebildeten Juden und Protestanten von nun an determinierte und sie nicht mehr zu verändern oder gar aufzulösen war. Nur war sie jetzt in der Welt und, einmal vorhanden, schwieriger wieder zu beseitigen. Der doppelte Streit steht am Ende eines seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts stattfindenden Prozesses, in dem gebildete Juden und Protestanten das neue Zusammenleben in der bürgerlichen Bildungskultur lernten. Juden unter den Bedingungen sozialer und kultureller Gleichheit als Juden, als gebildete Doppelgänger, d.h. als gleich und im selben Moment als anders identifizieren zu können und mit ihnen entsprechend zu kommunizieren und zu interagieren – all das waren nicht zu unterschätzende Resultate des doppelten Streits um Treitschkes Antisemitismus.